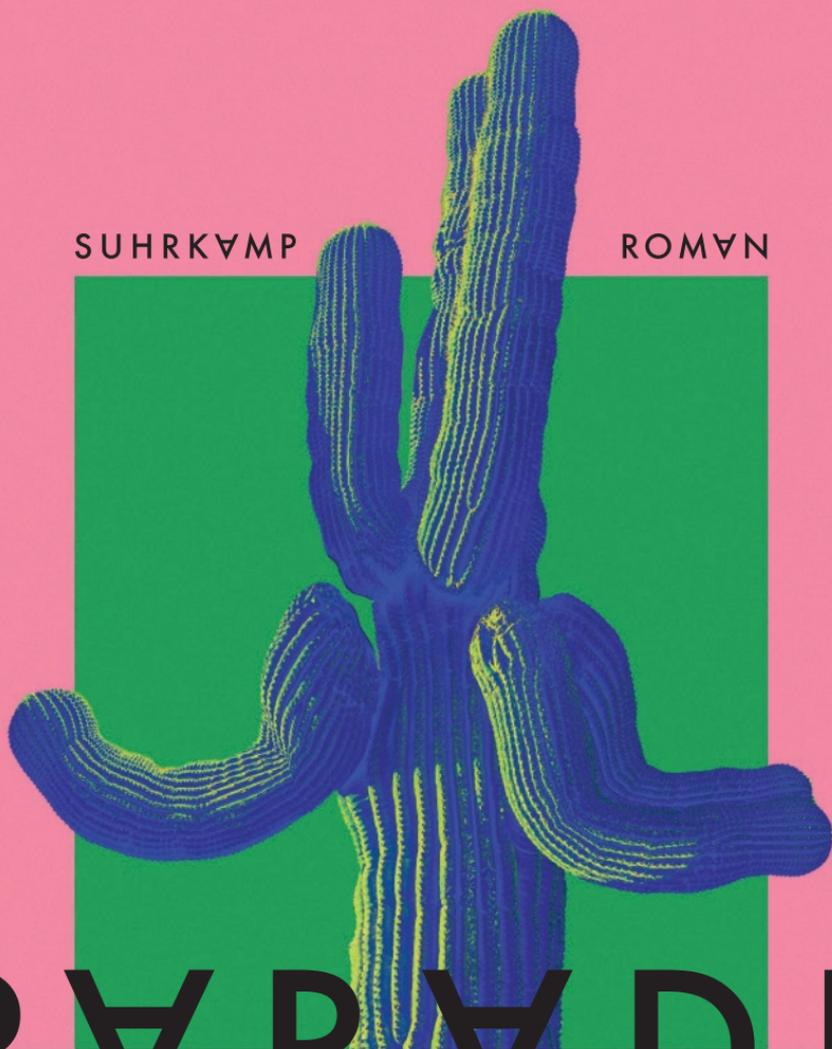


RACHEL CUSK

SUHRKAMP

ROMAN



PARADE

SV

Rachel Cusk
Parade
Roman

Aus dem Englischen
von Eva Bonn 

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
Parade
bei Farrar, Straus and Giroux, New York.



Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

© 2024, Rachel Cusk

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Nurten Zeren, Berlin,

unter Verwendung eines Fotos von Gerrit Thomas/Unsplash

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43195-5

www.suhrkamp.de

Parade

Die Stuntfrau

Ab einem gewissen Punkt in seiner Laufbahn begann der Künstler G – vielleicht, weil er keine andere Möglichkeit fand, sich zeitlich und räumlich in der Geschichte zu orientieren –, auf dem Kopf zu malen. Beim ersten Hinsehen wirkten seine Bilder wie irrtümlich falsch herum aufgehängt, aber die Signatur am rechten unteren Rand verkündete unmissverständlich den Anbruch einer neuen Wirklichkeit. Gs Frau glaubte, er könnte absichtslos etwas Verstörendes über die weibliche Befindlichkeit zum Ausdruck gebracht haben, und sie fragte sich, ob es negative Konsequenzen für seinen Erfolg haben würde; doch die Kritik reagierte begeistert auf die kopfstehenden Bilder, und G wurde mit einem frischen Schwall aus Preisen und Ehrungen bedacht, die man ihm anscheinend unabhängig von dem zukommen ließ, was er gerade machte.

Sie lebten in einer waldigen Gegend fernab der Stadt, denn trotz der Anerkennung war G verletzt und wütend auf die Welt, der er nicht vergeben konnte. Sein Frühwerk war brutal kritisiert worden, und obwohl die Leute ihm versicherten, seine Fähigkeit zu schockieren sei der sicherste Beweis für sein Talent, hatte er sich von den Angriffen nie erholt. Seine Stärke lag darin, die Versuche der Vergiftung und Vernichtung nicht abzuwehren, sondern eher zu absorbieren. Er schluckte das Gift und ließ sich davon verwandeln, so dass sein Überleben kein Zeichen von Resilienz war, sondern eine langsame Kreuzigung, und am Ende war die Welt gezwungen, sich für das, was sie ihm angetan hatte, selbst zu bestrafen. Die Wälder hatten G aus einer künstlerischen Sackgasse herausgeholfen, als er sich zwischen anekdotischer Darstellungsweise und

gleichgültiger Abstraktion gefangen sah. Er hatte viel Zeit damit verbracht, die örtlichen Forstarbeiter zu beobachten, und jedes Mal wenn ein Baum gefällt wurde, hatte sich ihm die Frage des Vertikalen aufgedrängt. Zunächst hatte er die Männer und die Bäume in einem Zustand der Verbundenheit gemalt, in der die Stämme und die Körper austauschbar waren. Dann hatte er gesehen, dass auch die Körper gefällt werden konnten; sie wurden auf eine vergleichbare Weise von ihren Wurzeln getrennt, auf die Seite gerollt oder in Abschnitte zerteilt. Zuletzt kam er auf die Umkehrung als Mittel, die Gewalt aufzulösen und das Prinzip der Ganzheitlichkeit wiederherzustellen. Die Welt war abermals intakt, stand aber auf dem Kopf und hatte sich damit von den Beschränkungen der Wirklichkeit befreit.

Als Gs Frau die umgedrehten Bilder zum ersten Mal sah, fühlte sie sich, als hätte jemand sie geschlagen. Das Gefühl, dass alles richtig erschien und doch grundlegend falsch war, erkannte sie auf Anhieb wieder. Dies war ihre Befindlichkeit, die Befindlichkeit ihres Geschlechts. Die Bilder machten sie unglücklich, besser gesagt hielten sie ihr ein Unglück vor Augen, das sie offenbar immer schon in sich getragen hatte. Eines der Bilder liebte sie besonders. Es zeigte schlanke Birken im Sonnenlicht, und die verrückte Ruhe und Unschuld der umgedrehten Bäume schien anzudeuten, der Irrsinn könnte eine Zuflucht sein. Wie konnte er ihr namenloses weibliches Unglück, das den Irrsinn verlockend erscheinen ließ, so gut verstehen? Anders als viele seiner Kollegen hätte man G niemals der Ausbeutung bezichtigen können; weder litt er an blinder männlicher Selbstgefälligkeit, noch hatte er sich je eine Freiheit herausgenommen, nur weil der öffentlich anerkannte Wert seines Blicks sie scheinbar legitimierte. Er hatte seiner Frau erzählt, dass er sich vor ihrem Kennenlernen oft mit Mas-

turbation beholfen hatte. Wollte er tatsächlich eine marginalisierte Perspektive für sich beanspruchen? In dem Fall hätte er seine Männlichkeit ablegen müssen, wenn auch nur vorübergehend. Der Perspektive hatte er sich schlingernd angenähert, wie von der Seite, er war ihrer Entrechtung teilhaftig geworden und ihrer sprachlosen, fragmentierten Identität, nur mit dem Unterschied, dass er es geschafft hatte, ihr eine Stimme zu geben.

Die ersten Versuche waren großformatige Porträts in einem fließenden, ziemlich naiven Stil, die wiedererkennbare Personen aus der Gegend und aus ihrem Bekanntenkreis zeigten. Die Bilder wirkten schlicht und formell. Anscheinend wollte G eine Aussage über seine Ehrlichkeit in genau dem Moment treffen, als er die Welt umdrehte. Warum standen diese Leute kopf? Die Frage drängte sich auf, doch die Antwort schien so offensichtlich, als hätte ein Kind sie geben können, und dieserart erhellten die Bilder ein Wissen, über das ihr Publikum längst verfügte. Später ging G zu großen, detailreichen Landschaften über, in denen die Natur offensichtlich ein Hoch erlebte und ihre Kraft demonstrierte, sich von der menschlichen Gewalt zu erholen, ihren Status als Wächterin, die aus jedem neuen Morgenrauen hervorgeht und abermals im Licht steht. Die Natur badete in einer wortlosen moralischen Fülle, unschuldig und nichts von der erfolgten Umkehrung ahnend, und dieser Faktor der Unschuld oder der Ignoranz war es, der die Gegenständlichkeit des Gemäldes von dem löste, was als sein Gegenstand erschien.

Die Frage, ob G wirklich eine auf den Kopf gestellte Welt abgemalt oder die Bilder nach dem Malen einfach umgedreht und signiert hatte, wurde erstaunlicherweise beschwiegen. Das erste Szenario hätte eine erhebliche technische Herausforderung bedeutet, das zweite wäre ein

absurder Scherz, der sich binnen Minuten abhandeln ließe. Dennoch wurde G nie öffentlich dazu befragt, und in den vielen akademischen Texten über die radikale Entwicklung seines Werks wurde sie unterschlagen. Manchmal sprachen die Leute Gs Frau unter vier Augen darauf an, als könnten sie nur ihr gegenüber das Risiko eingehen, ihre Dummheit auszustellen. In solchen Momenten fühlte sie sich als Sammelstelle für Schwäche benutzt. Sie ärgerte sich nicht darüber, weil sie auf diese Weise sehr viel mehr erfuhr; aber dass sich eine solche Verwirrung um die Wahrheit durch einmütiges Stillschweigen verschleiern ließ, sagte in ihren Augen etwas aus, und zwar nicht nur über die Kunst. Vermutlich würde auf diese Weise alles Edle irgendwann zerstört. Wahrscheinlich hätte G ihr aus vollem Herzen beiepflichtet, in der Tat bemerkte sie, dass er sich seit Kurzem offen und von sich aus über seine Technik äußerte und die Schwierigkeiten des umgekehrten Malens erklärte, welche sich nur durch die Verwendung von Fotografien lösen ließen. Später verwarf er das Medium wieder, seine Bilder wurden noch größer und zudem traumgleicher und abstrakter. Jedenfalls war die Frage, was ein Mensch eigentlich sei, noch nie so unbeantwortbar erschienen. Oft malte er einen Mann, der allein auf einem Bett saß – die besudelte, ozeanische Leere des Lakens, und irgendwo am oberen Bildrand kauerte der kleine, gepeinigte Mann.

G war der Meinung, Frauen könnten nicht malen. Gs Frau glaubte, dass die meisten Leute so dachten, nur war er leider der Einzige, der es aussprach. Sie fragte sich, ob ihre unerschöpfliche Loyalität und ihre fortwährende Präsenz an seiner Seite ihn überhaupt erst zu dieser Sichtweise verleitet hatten. Ohne sie wäre er vielleicht immer noch ein Künstler, aber nicht wirklich ein Mann. Er hätte kein Zuhause, keine Kinder und keine Lebensumstände, in

denen Raum für schöpferische Selbstvergessenheit bliebe, besser gesagt hätte seine Selbstvergessenheit ihn bald umgebracht. Sie überlegte sich, dass er damit eigentlich nur zum Ausdruck bringen wollte, Frauen könnten keine Künstlerinnen sein, solange Männer Künstler waren. Einmal war sie zugegen, als eine Romanautorin ihn im Atelier besuchte. Die umgedrehten Bilder hatten die Autorin getroffen wie ein Blitzschlag, ähnlich wie Gs Frau zuvor. Ich möchte auf dem Kopf schreiben, rief die Besucherin merklich ergriffen. G fand die Aussage natürlich absurd, aber seine Frau freute sich insgeheim, hatte sie doch den Eindruck, dass die von G auf so brillante Weise erhellte Wirklichkeit, die bis auf die komplette Umkehrung der moralischen Wucht in jeder Hinsicht mit ihrem Zwilling identisch war, dem Rätsel und der Tragödie ihres Geschlechts so nah kam wie nichts anderes. Der Tonfall der Romanautorin schien etwas zu beklagen, eine Ungerechtigkeit vielleicht, als wäre sie sich zum ersten Mal einer Aneignung bewusst geworden. G war nicht der erste Mann, der Frauen besser beschrieb, als Frauen es zu können schienen.

Die Dame hatte uns aufgefordert zu gehen, weil sie die Wohnung plötzlich brauchte. Der Wunsch duldete keinen Aufschub – wir wussten zwar nicht wohin, sollten aber sofort verschwinden. Wir hatten über ein Jahr lang in der Wohnung gelebt; beim Umzug in die fremde Stadt hatten ihre Wände uns Schutz geboten. Wir fühlten uns dort sicher, im obersten Stock, wo wir die Fenster öffnen und auf die Straße hinunterblicken konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Nach unserem Auszug rief die Dame uns manchmal aus heiterem Himmel an und fragte, wie es uns ergehe. Sie legte Wert darauf, beiläufig und freundlich zu klingen, aber die Anrufe an sich sprachen von Schuld.

In der Wohnung hatte ein kunstvoll vergoldeter Spiegel gehangen. Er war so riesig, dass er Davorstehende nicht in der Bildmitte wiedergab, sondern als Teil einer größeren Szene. Hineinzublicken bedeutete, sich im Verhältnis zu anderen Dingen zu sehen. Der Verlust dieses Spiegels kam dem Verlust eines Kompasses oder Ortungspunktes gleich. Es war überraschend, welch tiefes Orientierungsgefühl er uns vermittelt hatte. Manchmal genügt eine kleine Veränderung, um eine große Struktur zum Einsturz zu bringen, und genau so verhielt es sich mit der Wohnung. Nach unserem Auszug kam es zu einer Reihe von Vorfällen, deren Wurzel, wenn man sie freilegte, für gewöhnlich dort zu finden war. Wir hörten, die Frau habe die Wohnung bald schon wieder verlassen. Sie war davon enttäuscht gewesen und an ihre frühere Adresse zurückgekehrt, und nun standen die Zimmer leer. Vielleicht hatte die Dame ein Bild von ihrem alten Leben in der Wohnung gepflegt, das sie aus ihrem neuen, das anderswo stattfand, vertrieben hatte. Aber als sie in die Wohnung kam, war ihr altes Leben nicht mehr da. Das alte Leben war zu dem neuen geworden, welches sie längst führte.

Mehrere Wochen lang zogen wir von einer Unterkunft in die andere, ohne je unsere Koffer auszupacken. Wir waren weder mit der Stadt vertraut noch mit dem Land oder der Sprache. Die Wohnung war unser Boot gewesen, aber nun hatte man uns auf dem offenen Meer ausgesetzt. Die Dame hatte ihre Sachen dort gelassen, und zwischen Objekten zu leben, auf die meine Wahl niemals gefallen wäre, hatte mir ein starkes Gefühl von Sicherheit gegeben. Ich fand nicht nur die Befreiung von meinem Geschmack und meinen Vorlieben beruhigend, sondern auch die Versenkung in das Empfinden einer anderen Person. Ich brauchte mich nicht einmal zu fragen, warum ich so gern in einer

Welt lebte, die ein anderer Mensch erschaffen hatte. In den nachfolgenden Unterkünften wurde diese Art von Hingabe allerdings zur Belastung. Wir verbrachten eine längere Zeit in einer kleinen, gesichtslosen Wohnung, über der jemand die ganze Nacht pausenlos mit schnellen Schritten hin und her lief. Nach einer Weile erschien mir die Unruhe dieses ungesehenen Fremden wie meine eigene; ich hatte sie ein Jahr lang unterdrückt, aber nun machte sie sich bemerkbar. Der einzige Spiegel war ein Rechteck über dem Waschbecken im Badezimmer und die Wohnungstür war durch eine Reihe schwerer Stahlschlösser gesichert, als wäre das Konzept der Individualität hier begrenzt und bedroht.

In der Nähe gab es einen Park mit einem hohen Kirschbaum. Die riesigen Äste waren so alt und schwer, dass sie rings um den Stamm den Boden berührten. Im plötzlichen Sonnenlicht des vorzeitigen Frühlings schlug der Baum aus und sonderte einen verblüffend weißen Schaum aus Blüten ab wie eine enorme, sich brechende Welle. Die Blüten schlossen sich zu einem Hochzeitsbaldachin zusammen, der sich im Wind wellte und kräuselte. Er war so breit, dass er eine Art Unterschlupfbildete, ein Zelt um den hohen, knorrigen Stamm. Ich musste oft an das Zuhause denken, das wir verlassen hatten – unser eigenes Zuhause, verlassen aus freien Stücken.

Wir bezogen eine weitere Übergangswohnung und dann noch eine. Wir verbrachten ein paar Tage in einer Unterkunft mit kaputtem Boiler, in der wir den Mantel nicht ausziehen konnten. Regen und eisige Graupelschauer stürzten vom Himmel wie eine Reprise des Winters. Ich dachte an den Kirschbaum im Park, der so früh angefangen hatte zu blühen. Draußen schliefen Menschen zusammengekrümmt in Hauseingängen, unter Brücken und Überfüh-

rungen, manche hatten Zelte auf dem Pflaster aufgeschlagen. Die Leute gingen an diesem Vorwurf an ihre Subjektivität unverhohlen gleichgültig vorbei. Wir, die Außenseiter in der selbst verschuldeten Vorhölle, nahmen den Vorwurf möglicherweise anders wahr. In unserer alten Heimat schliefen ebenfalls Menschen in Hauseingängen, aber hier brauchten wir länger, um sie zu vergessen.

Wir zogen von einer Wohnung in die andere, bis es endgültig Frühling wurde, die Bäume wieder belaubt waren und die Straßen belebt. Wenn wir im grellen, frischen Sonnenlicht durch die Stadt liefen, konnten wir das Element der Freiheit in unserer Entwurzelung immer wieder spüren. Wir hatten endlich eine Bleibe gefunden, eine eigene Wohnung, die in wenigen Wochen bezugsfertig sein würde. Mit diesem sicheren Hafen in Sicht kamen unsere wahren Gefühle, inzwischen vom Gewicht der Erfahrung beschwert, deutlicher zum Vorschein. Uns war eine gewisse Frische abhandengekommen, Unschuld vielleicht oder einfach nur Ignoranz. Wir hatten uns das Leben hier in dieser Stadt bildlich vorgestellt, und dann hatten wir uns darangemacht, das Bild in die Realität umzusetzen, aber die Rolle, die unsere Vorstellung bei diesem Prozess spielte, blieb unklar. Anscheinend entblößte sie etwas bis dahin Unbekanntes über unser Verhältnis zur Wirklichkeit selbst. In Zeiten, wenn sich das eine nicht mit dem anderen verbinden ließ oder sich bei der Umsetzung unserer Pläne ein Mangel an Logik oder eine falsche Reihenfolge offenbarte, blitzte die Kehrseite unserer Vorstellung vor uns auf wie eine Totenmaske.

Eines Morgens ging ich durch eine stille, sonnige Straße, wo Leute an Tischen auf dem Gehweg saßen und Kaffee tranken, als ich von einer Fremden angegriffen wurde. Sie schlug mir mit Wucht gegen den Kopf. Die Angreiferin war

verwirrt von Wahnsinn oder Drogen, aber die Tatsache ihres Geschlechts warf Probleme auf – für meine spätere Schilderung des Vorfalls ebenso wie für meine Reaktion in dem Moment. Ich hatte sie weder herankommen sehen, noch war ich auf den Schlag gefasst gewesen, nach dem ich mich blutend, auf Händen und Knien und ohne jedes Wissen über das, was passiert war, auf der Straße wiederfand. Sofort sammelte sich eine Menge. Die Leute sprangen auf, riefen und gestikulierten. In dem Durcheinander entfernte sich die Frau. Die Umstehenden zeigten in ihre Richtung: Sie war an der Ecke stehen geblieben und hatte sich umgedreht wie eine Künstlerin, die einen Schritt zurücktritt und ihr Werk bewundert. Dann schüttelte sie die erhobene Faust und verschwand.

In der darauffolgenden Zeit hatte ich den Eindruck, ermordet worden zu sein und dennoch am Leben. Ich merkte, dass sich dieser Tod-im-Leben mit anderen Ereignissen und Erfahrungen in Verbindung bringen ließ, die sich größtenteils aus meiner biologischen Weiblichkeit ergaben. Wie ich jetzt sah, hatte ich meine weibliche Erfahrung für gewöhnlich einem alternativen oder doppelten Selbst zugeschrieben, dessen Aufgabe es war, sie zu absorbieren und einzuhegen, damit sie in der fortlaufenden Geschichte des Lebens keine Rolle spielte. Einer Stuntfrau gleich nahm dieses Selbst bei der Gestaltung einer fiktiven Person, deren vermeintliche Identitätsgrundlage es war, Gefahren ausgeliefert zu sein, alle Risiken auf sich. Obwohl dieses Selbst keinen Namen und keine eigene Identität hatte, erschuf es die Möglichkeiten der Person ebenso wie ihre Künstlichkeit. Doch die Gewalt und die Plötzlichkeit des Vorfalls hatten meine Stuntfrau kalt erwischt.

Selbst nach dem Umzug in die neue Wohnung konnte ich das Geschehene nicht vergessen oder verarbeiten. Der

reine Kummer, den ich fühlte, schien sich aus dem Bewusstsein einer umfassenden Niederlage zu speisen, und der Vorfall hatte den letzten, entscheidenden Hieb dazu beigetragen. Der Angriff selbst, der in meiner Erinnerung existierte und gleichzeitig außerhalb davon, war unverdaulich; er steckte mir im Hals und ließ sich weder herunter schlucken noch ausspucken. Vor meinem geistigen Auge liefen die Sekunden wieder und wieder ab, als wären sie gefangen und könnten keinen Ausweg finden. Die Frage, wer meine Angreiferin war, warum sie mich geschlagen hatte und was sie in mir gesehen und zu brechen versucht hatte, wich allmählich der Erkenntnis, dass ich nichts anderes erlebte als den Sieg der Gewalt über die Darstellbarkeit.

Als die Dame das nächste Mal anrief, hatte ich eine perverse Freude daran, ihr von dem Vorfall zu erzählen. Wie schrecklich!, kreischte sie. Sie beendete das Telefonat früher als üblich. Ich vermutete, wir würden nicht wieder von ihr hören.

G beschloss, seine Frau auf beinahe klassische Weise zu malen: als Akt. Doch die Bilder gerieten düster und chaotisch, denn statt ihn von der Subjektivität zu befreien, schien die Umkehrung nur ein Unbehagen zu enthüllen, einen kristallisierten Hass, der seine Frau ebenso zum Objekt machte wie auslöschte. Sie war nicht zu sehen, wenigstens nicht durch seine Augen; die Brutalität ihres Vertrags, des Vertrags der Ehe, wallte auf und zertrümmerte die Wahrnehmungsebene. Dass aus den kopfstehenden Bildern Gewalt sickerte, war nicht ungewöhnlich, doch G kannte diese Gewalt und hatte sie im Griff. Er hatte sie geerbt, konnte auf sie reagieren, fiel ihr gelegentlich zum Opfer. Er wünschte nur, nicht zu dieser Gewalt zu werden.

G und seine Frau besuchten Gs Vater, der draußen auf dem platten Land in einem kleinen, stickigen Altenheimzimmer wohnte. Gründe für einen Besuch waren nur schwer zu finden, denn das Altenheim lag abseits aller Orte, die G und seine Frau hätten bereisen wollen; es lag nicht einmal auf dem Weg. Früher hatte der Vater G auf eine Weise beherrscht, die vom Schicksal nicht zu unterscheiden war. Es hatte Jahre gegeben, in denen G und der Vater nicht miteinander sprachen, eine Entfremdung, für die der Vater allein G verantwortlich machte und mit der er selbst offenbar völlig zufrieden war. Dieser Mangel an Reue quälte G mehr als alles andere. Manche Menschen finden angesichts des nahen Todes Erlösung, denn er wirft ein Licht auf die Wahrheit. G hatte seinen Vater für unsterblich gehalten, weil er nicht erlöst werden konnte. Aber dann eines Tages hatte der Vater ihn in das stickige Zimmer draußen auf dem Land bestellt; anscheinend würde er also doch sterben. Insgeheim fürchtete G sich vor dem Besuch. Er hielt es für denkbar, dass der Vater ihn tötete, dass er ihn auslöschte, wie er ihn einst erschaffen hatte. Da sagte Gs Frau, sie werde ihn begleiten. Dass die eheliche Liebe auch eine Versicherung war, überraschte G, und er hätte nie geglaubt, sie in Anspruch nehmen zu müssen. Jetzt begleitete seine Frau ihn jedes Mal.

Der Vater stand mit gerötetem Gesicht am Fenster und blickte auf eine kleine, runde Rasenfläche, eine Auffahrt und eine gewundene Straße hinaus, die zwischen flachen Feldern verlief und vor dem Gebäude endete. In der Mitte der runden Rasenfläche stand eine Trauerweide. Als der Vater die beiden sah, wich er vom Fenster zurück. Die Wintersonne malte harte, geometrische Formen auf das Glas, so dass sein wütend rotes Gesicht ausgesehen hatte wie in einem Muster gefangen. Aber nun war es weg, die Fenster-

scheibe glänzte leer. Später, während des Besuchs, kehrte der Vater mehrmals ans Fenster zurück und sah hinaus. Anscheinend wurde er von einem territorialen Instinkt getrieben, der zugleich ein zwanghaftes Erinnern war; vielleicht musste er die Last seiner Erinnerungen ans Fenster tragen und feilbieten.

Das Zimmer lag im zweiten Stock. Der dicke, beigefarbene Teppichboden dünstete einen Geruch nach Chemikalien aus, in den sich der leicht ranzige Geruch des hohen Alters mischte. Der Tag vor dem Fenster war windstill und unbewegt, im Zentrum der starren Szene ragte die kahle Weide auf. Von oben betrachtet stand sie in der Lache ihres eigenen Laubs. Das harte Winterlicht flutete das überheizte Zimmer. Der Vater saß in einem zum Fenster ausgerichteten Ledersessel. Der Fernseher befand sich in der Ecke, aber der Sessel war umgedreht worden. Der Vater sah nicht fern. Neben dem Sessel stand ein Beistelltisch aus lackiertem Holz, darauf lag eine zusammengefaltete Zeitung. Ein graues Hemd hüllte den geschrumpften Torso des Vaters ein und verschwand im Bund seiner gegürteten Cordhose. Die Kleider hingen an ihm herab, aber sein Körper hatte immer noch etwas Zähes. Der staunende Ausdruck in seinem Gesicht änderte sich nie. In der Vergangenheit war er an gewissen Übeln beteiligt gewesen, von denen G nur teilweise wusste, aber was er alles zu G gesagt hatte, war in Gs Gedächtnis unverändert bewahrt. Es verblasste oder veränderte sich nie, wohingegen der Vater sich veränderte, weil die Zeit an ihm nagte. Gs wachsende Bereitschaft, dem Vater seine Worte zu verzeihen, war ebenso eine Bereitschaft, ihm seine Taten zu verzeihen, wenngleich Erstere auf dem Terrain der persönlichen Erinnerung lagen und Letztere im Staatsarchiv. G hatte es nie geschafft, sie voneinander zu trennen, aber beide erfüllten ihn mit einer

solchen Finsternis, dass er sie instinktiv herausreißen und unbesehen von sich schleudern wollte.

Gs Frau stand an der kleinen Küchenzeile am anderen Ende des Zimmers und kochte schweigend Kaffee. Dort war es dunkler, und zwischen den Diagonalen aus einfallendem Tageslicht nahm ihre Gestalt einen seltsamen Schimmer an. Die Wintersonne stand tief, die versteinernen Geraden aus Weiß trafen auf Schränke und Wände und zeichneten Zebrastreifen auf Gs Frau. Plötzlich war in dem bedrückenden Zimmer dieselbe Distanziertheit zu spüren, wie sie G schon beim Malen der Aktbilder empfunden hatte. Die unvollständige, deformierte Freiheit seiner Frau hatte auf ihn eine lähmende Wirkung. Sie war nur wenige Meter entfernt, trotzdem konnte er sie weder benutzen noch loswerden; ihretwegen war er nicht frei, er selbst zu sein. Was ihn lähmte, war ihre unentwickelte Gleichwertigkeit. Sie war weder das reine Objekt seiner Begierde, noch war sie eine ebenbürtige Rivalin. Stattdessen begleitete sie ihn nur; sie hatte sich wenige Schritte neben ihm im Reich der Schwäche, der Bedürftigkeit und der häuslichen Pflichten eingerichtet. Dennoch konnte man sie begehren; der Vater beispielsweise beobachtete mit glänzenden Augen, wie sie ihren Körper durch die liebkosenden Streifen aus Licht und Dunkel schob. Warum setzte sie ihre Macht nicht richtig ein, auf die eine oder andere Weise? Wenn G versuchte, sie zu sehen, sah er nur seinen Effekt auf sie, mit anderen Worten sich selbst. Ein anderer Mann hätte etwas anderes gesehen, und wie er nun merkte, hielt er genau das nicht aus. Dass sie sich der Macht seines Blicks entziehen und für alle anderen sichtbar bleiben konnte, erschien ihm unerträglich. Wenn er sie betrachtete, sah er nur sein sexuelles Versagen als Tier, ein durch die Einmischung von Gesellschaft und Zivilisation verursachtes Versagen, das sich auf